Der Schatz auf der sogen. Schlossfluh ob Wingreis

Autor(en): **Scheurer, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 38

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644976>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

man habe heute einen jungen Herrn aus New York, der nach einem Mr. Staunton senior geforscht habe, nach Vernon-House hinaufgesendet, da man vermutet habe, Mr. Vernon dürfte diesen Mr. Staunton kennen; denn Mr. Staunton solle ebenfalls in den westlichen Wäldern laut Aussage des jungen Mannes den Holzhandel betreiben. Bei dieser Mitteilung verwünschte Staunton im Stillen, daß er jemals den Seinigen die Umgegend von Toronto genannt als das Zentrum seiner Tätigkeit. Er hatte sich hierher sogar postlagernde Briefe schreiben lassen, die vom Postangestellten in ein besonderes Kästchen gelegt wurden. Zu diesem Kästchen hatte „Mr. Vernon“ — denn nur unter diesem Namen war Staunton in Toronto bekannt — den Schlüssel, und es war ein für allemal ausgemacht, daß Mr. Vernon zuweilen kam, das Kästchen öffnete und die für den „wahrscheinlich im Innern der Wälder lebenden“ Mr. Staunton vorhandenen Briefe abholte. Die amerikanische Post ist auch nachts dem Publikum zugänglich. Staunton eilte dorthin, öffnete das Fach und fand in der Tat zwei Briefe seines Sohnes vor, die er, sobald er auf dem einsamen Zimmer im Gasthose sich befand, eiligst erbrach und las. Beide Briefe riefen ihn nach New York, da die Mutter schwer erkrankt sei. Die Briefe waren schon sechs Tage alt; so lange war Staunton nicht mehr nach der Stadt gekommen. Gewiß lagerten auch auf dem Telegraphenamte unbestellbare Depeschen an seinen wahren Namen; aber er wagte nicht, dorthin zu gehen, sie zu holen. Ihm brannte der Boden unter den Füßen. Die Todesangst eines Verbrechers, der jeden Augenblick die Entdeckung fürchten muß und sich nur verwundert, daß sein im Grunde so morscher Bau, sein so zerbrechliches Lügengerüste ihn überhaupt so lange getragen habe, kam über ihn. Mit dem um drei Uhr morgens von Toronto abgehenden Eisenbahnzuge, — denn längst bestand neben der Schifffahrt diese schnellere Verbindung, — verließ er Toronto; doch hatte er an Grace vorher rasch ein Briefchen gerichtet, in dem er ihr sagte, eine plötzliche Nachricht, die für seinen Handel von größter Bedeutung sei, habe ihn gezwungen, eine Fahrt nach den östlichen Häfen anzutreten, von der er nicht wisse, wie lange sie ihn von Hause fern halten werde. Es handle sich, fügte er bei, um einen ungetreuen Buchhalter, den man eilends verfolgen müsse und so habe er zu einem Abschiede nicht Zeit gefunden.

Er kam sich jetzt als ein recht jämmerlicher Mensch vor, dieser ebenedem so stolze, glückliche Mann, als er im Eisenbahnwagen New York zurollte. Tausend kummervolle Fragen legte er sich vor, auf die er keine Antwort fand. Hatte Georges sich wohl auf dem Postamte in Toronto nach dem Schicksale seiner an den Vater gerichteten Briefe erkundigt und dort erfahren, daß derselbe Mr. Vernon, den man ihm schon im Gasthof bezeichnet hatte, die an Mr. Staunton gerichteten Briefe abzuholen pflege? Dann mußte er dem Sohne gestehen, falls dieser wieder nach New York zurückkehrte, er kenne Mr. Vernon. Und wenn Georges diese Geschichte von dem Abholen der Briefe in Vernon-House erzählte? Ob dann wohl in Grace ein Verdacht aufsteigen möchte? Aber vielleicht hatte der idealistische Träumer, als den Staunton seinen Sohn kannte, nicht daran gedacht, auf der Post nach den Briefen zu

fragen. Vielleicht hatte der Wirt des Gasthofes sofort durch den Hinweis, Mr. Vernon in Vernon-House kenne jedenfalls Mr. Staunton, den jungen Mann völlig befriedigt. Der Umstand, daß die Briefe sich noch in dem Kästchen befunden hatten, sprach für letztere Annahme; der Postangestellte hätte dieselben von innen her leicht herausholen können; nur nach außen war das Briefkästchen verschlossen, wie man diese Einrichtung ja auch auf europäischen Postbureaux nun fast überall sieht.

Zitternd betrat Staunton in später Nachtstunde seine Wohnung am Broadway. Eine Dienerin verständigte ihn sofort, daß Georgine einen starken Blutsturz gehabt habe; zugleich fragte sie mit Erstaunen, weshalb der junge Herr Georges nicht mit dem Vater zurückkehre? Staunton spielte den Verwunderten, als höre er jetzt erst, man habe den Sohn nach ihm ausgesandt. Er komme von selbst nach Hause, habe keine Briefe erhalten; seine Rückkehr sei ein glücklicher Zufall. Und so eilte er ins Gemach seiner kranken Gemahlin, die, keinen Schlaf findend, mit feinem Ohre bereits die Rückkehr des Hausherrn gehört hatte und ihre Wärterin ihm entgegen sandte, mit der Bitte, er möge ohne Verzug eintreten. (Fortsetzung folgt.)

Der Schatz auf der fogen. Schloßfluh ob Wingreis (am Bielersee).

Von Robert Scheurer, Wabern.

Ob nachtdunkeln Walde, auf flimmerndem Plan,
Zum fiedelnden Klange der Geigen,
Schwingt jauchzend jungfröhliches Wingervolk
Sich hüpfend und wirbelnd im Reigen.
Schön Essi, die Jungmaid vom Staudenrain,
Walzt elfengleich durch den Mondenschein.

Jetzt naht ihr ein Tänzer, ein feiner Gesell,
Eine rote Feder am Hute.
Wie funkelt sein Auge! Wie schmeichelt sein Mund!
Es siedet und wallt ihr im Blute.
Nun kreiset und saust er mit ihr wie im Traum
Hinüber zum nahen Waldesaum.

„Komm, herzliebtes Kind, ich zeige dir gleich,
Wie man reich wird hier auf Erden!
Wenn du willst, so kann der Fluh-Goldschatz
Noch heute dein Eigen werden!“
Und er führt sie davon an zögernder Hand,
Weit, bis an der Schloßfluh felsige Wand.

Hier rührt der Fremde ans graue Gestein.
Auf geht's. Er schleppt sie nach innen.
Ein dämm'riger Raum! An steinernem Tisch
Ruhn scheinbar in tiefem Sinnen
Zwölf Männer, die Essi noch nie gesehn.
Vor Staunen erstarrt, bleibt das Mädchen stehn.

Jetzt blöht der „Tänzer“ sein Haupt. Aus dem Haar
Sieht das Mädchen zwei Hörnchen ragen.
Er öffnet ein Buch, nimmt die Feder vom Hut
Und spricht: „Schön Kind, willst du's wagen,
Deinen Namen mit Blut zu schreiben da drein,
So wird der Fluh'schatz dein Eigen sein!“

Da schreit die Jungfrau: „Bei Vater und Sohn
Und dem Heiligen Geist — nie und nimmer!“
Ein Donner Schlag! ... Und verschwunden der Spuk!
Von fern nur verhallend Gewimmer!
Ermattet sinkt Essi ans Felsgestein
Der Schloßfluh, im flimmernden Mondenschein ...